

Moon River

unkaputtbar

Ein biographischer Roman



Ein herzliches Dankschön geht an **Britta van den Boom**, welche die
Wiedergabe ihres Liedtextes erlaubt hat.

Dank gebührt **Christof Ruckli**, er verfasste den Klappentext und stand mit
kompetentem Rat und Tat bei.

Gewidmet ist dieses Buch:

Susis Eltern und Kindern, sowie deren Nachkommen



An Stelle eines Vorwortes

Ein Liedtext von

Britta van den Boom



Tief im Wald, in einem See, lebt eine Wasserfrau.
Die Haut so bleich, das Haar so grün, so wunderschön sie anzuseh'n.

Sieh und sing, was geschah, sieh und sing was kommen mag.

Ein Wanderer kommt den Weg daher, er beugt sich nieder, ihn
dürstet sehr.

Die Nymphe taucht zu ihm herauf, so nimmt das Schicksal
seinen Lauf.

Er verliert sein Herz beim ersten Blick, ist gebannt, verlor'n,
kennt kein zurück.

Doch der Nymphe Blut ist kalt und grün, sie kann die Liebe
nicht versteh'n.

Er bittet sie: "Komm mit mir heim!" - sie kann es nicht und er
geht allein.

Doch schenkt sie ihm einen Nymphenstein, gemacht aus Blut,
moosgrün und rein.

Er kommt zurück im nächsten Jahr, und alles ist so wie es war.
Erneut kehrt er alleine heim, in der Hand den zweiten Stein.

Auch im dritten Jahr am klaren See tut beim Abschied das Herz
ihm weh.

Er sang mit ihr so manche Nacht, doch Liebe hat's ihr nicht
gebracht.

"Ich versteh' Dich doch nicht, schöner Menschenmann, solch'
Sehnsucht mein Volk nicht empfinden kann!"

Doch der Nympe Blick ist seltsam weich, als ihm wieder den
grünen Stein sie reicht.

Sie wartet auf ihn im vierten Jahr, wünscht verwundert sich, er
wär schon da.

Doch der Wald bleibt still, und der Wald bleibt leer, und sie fragt
sich gar: "Kommt er nicht mehr?"

Endlich eine Gestalt tritt zum See heran, doch es ist eine Frau,
nicht der Wandersmann.

"Vergib, Nympe, mir, denn ich bringe Dir Not, der Mann, der
Dich liebt, ist seit Wochen schon tot."

Sie gibt ihr zurück jeden Nymphenstein, und die Wasserfrau
taucht in den See hinein.

Der Schmerz, den sie fühlt, ist ihr fremd und schwer... denn rot
ist ihr Blut, kalt ist es nicht mehr.

Sieh und sing, was geschah, sieh und sing was einmal war.





Mitten im Leben

Susi war einen weiteren Tag damit beschäftigt, mannshohe Brennnesseln zu roden. Nie zuvor hatte sie solche Unkrautwurzeln gesehen, daumendick und mehrere Meter lang. Entsprechend kräftig musste man zerren, um sie überhaupt herauszubekommen. Es hätte viel zu tun gegeben im Haus, aber die Arbeiten mussten erledigt werden, wenn die äusseren Umstände passten. Das Wetter konnte von einer Minute auf die andere umschlagen.

Erst zwei Wochen waren sie hier oben, aber es fühlte sich an, als ob sie nirgendwo anders hingehören würden. Hier, in Rauschbachwald, im Kanton Bern, auf weit über 1000 Meter über Meer, hier am Ende der Welt, fühlte sie sich zu Hause. Allein. Nur sie und Fionn. Sie fragte sich manchmal, ob er es auch gut fand, oder ob er einfach mitgekommen war, weil sie es gewollt hatte – und weil sie die einzigen Menschen dieser Familie waren, die sich auch als Familie verstanden. Zumindest hoffte sie, dass es ihm auch gefallen würde auf diesem einsamen Stückchen Erde.

Sie hatte Angst vor ihrem eigenen Mut und versuchte dies so gut es ging, für sich zu behalten. In ihrem Leben hatte sie an seltsamen Orten auf der halben Welt gelebt, aber immer ohne Verantwortung für andere Lebewesen. Diesmal war es anders. 26 Seelen vertrauten ihr und hofften auf ihre Kompetenz. Wäre diese Tatsache nicht so befremdlich gewesen, hätte sie gelacht. Ausgerechnet ihr vertrauten sie, ihr, die selbst in der permanenten Angst lebte, alles falsch zu machen und zu versagen. Das Leben hatte sie gelehrt, ein Pokerface zu tragen, sich nichts anmerken zu lassen. Hinterher, im stillen Kämmerlein, war immer noch genügend Zeit für Tränen.

Wochen zuvor hatte sie 90 % ihrer Sozialkontakte beendet. Für ein paar ultrakurze Momente hatte sie sogar darüber nachgedacht, sich in Luft aufzulösen. Einfach zu verschwinden. Aus Grosskopfkaff. Eine Weltreise zu machen oder sonst etwas Seltsames, was man nicht tat, wenn man

Verantwortung hatte, zum Beispiel Zigaretten holen, auch wenn man nicht rauchte. Oder sich aus dem Leben zu verabschieden. Diese Gedanken waren nur kurz durch ihren Kopf gehuscht, bevor sie sich im Klaren war, dass sie das nicht konnte. Sie würde den Verstand verlieren, aus Sorge um die Lebewesen, die sie im Stich gelassen hätte. Fionn hatte einmal gesagt, sie sei das geborene Muttertier und ein Kontrollfreak obendrein. Vermutlich hatte er Recht. Sie konnte sehr gut fünf gerade sein lassen. Bis zu einem gewissen Punkt. Man überliess nicht einfach Schutzbefohlene ihrem Schicksal.

Dennoch war eine Sache sehr sicher gewesen, sie hatte nur noch weg gewollt von dem Ort, wo sie gelebt hatten. Verschwinden aus dem Aargau, wo die Luft so schmutzig war, dass der Schnee, wenn es denn einmal welchen gab, einen schwarzen Schleier trug. Selbst bei schönstem Sommerwetter hatte ein bedrückender Grauschleier über der Senke gelegen, wo ihr Wohnort lag. Ab Ende Oktober hatte dichter Nebel alles eingehüllt, der bestenfalls zur Mittagszeit verschwand, aber sehr oft den ganzen Tag blieb. Nebel konnte ausnahmsweise auch romantisch sein oder zumindest geheimnisvoll. In Grosskopfkaff war er nur erdrückend. Deprimierend. Hartnäckig tagsüber und ebenso hartnäckig bis in den Frühling hinein. Dafür war Schnee Mangelware. Dreaming of a white Christmas ging nur, wenn sie Musik hörte.

Nein, das wollte sie nicht mehr, sie wollte ihren Lebenstraum verwirklichen. Die letzte Zeit die ihr noch verbleiben mochte, das tun, was sie wollte. Den Traum verwirklichen, den sie mit elf Jahren zu träumen begonnen hatte. Zumindest teilweise. Damals im Deutschunterricht hatte der Lehrer von Longo Mai erzählt. Von Menschen, die alles an den Nagel gehängt hatten, um ein einfaches Selbstversorgerleben zu führen, fernab jeglicher Zivilisation.

Ganz ehrlich gesagt, wäre sie viel lieber in die USA oder nach Kanada gezogen. In die unendlichen Weiten, in ein Blockhaus. Es gab viele Gründe, weshalb sie es dann doch nicht getan hatte. Was würde sein, wenn sie alt und dement würde? Die fremde Sprache vergessen würde? Nur noch eine Last für Fionn seiend, der dann ganz auf sich allein gestellt gewesen wäre. Und sie wollte nicht alles verlieren, was sie bis dahin aufgebaut hatte. In Übersee hätten sie als Investoren einreisen müssen, ohne Sicherheit, tatsächlich bleiben zu können. Als Single konnte man kommen und gehen, wie man mochte, nicht aber mit so vielen Lebewesen im Schlepptau. Diese und die damit einhergehende Verantwortung wogen schwer in der Nein-Schale. Sie wollte ihnen keine solch beschwerliche und lange Reise in eine ungewisse Zukunft zumuten, auch weil sie nicht die geringste Möglichkeit einer Mitbestimmung oder eines Widerspruches hatten. Es war nicht ihre Art, andere willfährig zu machen. Sie wären vollkommen verängstigt gewesen. Hätten Stunden allein, ohne Bezugsperson, in fremder Umgebung und mit fremden Menschen ausharren müssen. Sie hätten vielleicht Todesängste ausgestanden und manche hätten sogar Wochen lang in Quarantäne ausharren müssen.

Eine dreistündige Reise hatte für Susi jedoch überschaubar erschienen, ohne zu ahnen, dass selbst dies für Falk, den alten Schäferhund, zu lange sein könnte. Er hatte nicht mehr in ein normales Hundeleben zurückgefunden, war quasi wahnsinnig geworden. Sobald weder Susi noch Fionn in seiner Nähe waren, zerstörte er alles was er fand. Sein Bett, die Haustüre, seinen Futternapf. Es gab Menschen in Susis Umfeld, die nach dem Motto lebten: Lasst die Tiere doch einfach zurück, ihr könnt neue kaufen. Nein, man kauft schliesslich auch keine neuen Eltern oder Kinder.

Eigentlich hatte sie schon seit vielen Jahren von dieser verlogenen Gesellschaft weg gewollt, von diesem System, in dem Korruption und Vetternwirtschaft nicht die Ausnahme, sondern die Regel waren, in dem immer dieselben Familiendynastien dieselben überbezahlten Stellen bekleideten. Selbstverständlich mit Steuergeldern bezahlt. Grossvater, Vater, Tochter, Enkel. Und immer dieselben Familien sassen im Stadtrat und liessen es sich dank üppiger Spesengelder gut gehen.

Sie hatte keine Lust mehr gehabt, das Leben dieser modernen Raubritter zu finanzieren. In den späten Siebzigerjahren hatten ihre Eltern dagegen gesperrt auszuwandern, was Susi nachvollziehen konnte. Sie hatten sich zu alt gefühlt und sich vor der möglichen Mehrarbeit gefürchtet. Auch Susis Versprechen hatte nichts geholfen, dass die Eltern lediglich eine Reise machen müssten und alles andere für sie erledigt würde.

Beim nächsten Auswanderungsversuch hatte Fionn seiner Freunde wegen nicht gewollt. Auch das hatte sie respektiert. Er sollte nicht so isoliert sein wie sie es gewesen war. Andererseits, er war zu jung um ihn allein zurück zu lassen. Im Laufe des Lebens verändern sich Dinge, Freunde kommen und gehen. Wie das Wetter. Irgendwann jedoch war der Tag gekommen, an dem sie sich gesagt hatte: jetzt oder nie. Wer mag, kommt mit. Sie war so alt gewesen wie ihre Eltern damals. Ausser Fionn hatte sie niemanden mehr.

Nach ihrer Auffassung verhielt sich das Leben ähnlich wie ein Wassermolekül in einem Fluss. Manche Bindungen hielten etwas länger, andere nur einen Wimpernschlag. Weiterziehen war die Devise, ohne sich jedoch plan- und hilflos treiben zu lassen. Wer sich weigerte, gelangte, mit etwas Pech und wenig Glück, in einen Seitenarm mit modrigem Wasser. Selbstredend wäre es bequem gewesen, dort zu verharren, in den Tag zu leben und den Rest des Lebens vor sich hin zu dümpeln. Aber wer mochte schon längerfristig in modrigem Wasser baden? Hilf dir selbst, sonst hilft dir keiner, das hatte sie ihren Kindern von klein auf beigebracht.

Das Brennen der Nesseln auf ihrer Haut nahm sie nur peripher wahr. Es war nicht zu ändern und somit auch nicht wert sich darüber zu ärgern. Das war eine der Lebensregeln, welche ihr Muëti und Vati mitgegeben hatten. Zu

akzeptieren, was man nicht verändern konnte, jedoch anpacken, wenn man etwas tun konnte. Susis Herkunft war für Aussenstehende ziemlich verwirrend. Mehr Menschen als üblich gehörten zur Familie. Genau genommen war sie aber nicht mit allen verwandt, denn Familie kann auch aus dem Herzen kommen.



Familie mit dem Herzen, nicht mit dem Blut

Muëti und Vati, samt Greti, hatte sie gefunden als sie knapp drei Jahre alt gewesen war und gleich «adoptiert», so gut man das als Kind eben konnte. Die beiden hatten keine Enkelkinder und sie keine Grosseltern, die auch nur im geringsten Wert auf ihre Anwesenheit gelegt hatten. Ihre Eltern fanden die Idee gut. So zogen sie zu Muëti, Vati und Greti ins grosse, uralte Sandsteinhaus. Heute würde man es wohl eine Winwin-Situation nennen. Zuvor hatten sie in einem Mehrfamilienhaus gelebt, umgeben von viel Gewalt, die notfalls auch mit Schusswaffen ausgetragen worden war. Susi erinnerte sich nicht sehr gerne an diese Momente.

Unter dem Dach hatte ein Fahrlehrer gelebt, dessen Frau, wie im Treppenhaus getuschelt wurde, ein «Gschleipf» mit dem Versicherungsvertreter aus dem Erdgeschoss hatte. Susi wusste damals nicht, was ein «Gschleipf» war, sie fühlte aber, dass man sich darüber aufregen musste. Eines Tages kam dieser Treppenhausklatsch wohl auch dem Fahrlehrer zu Ohren. Zuerst vernahm man nur wütendes Geschrei und sah allerlei Einrichtungsgegenstände aus dem Fenster im obersten Stock fliegen und mit grossem Geschepper im Garten zerbersten. Es war früher Abend, alle schon zu Hause, aber die Kinder noch nicht in ihren Betten. Eine Türe nach der anderen öffnete sich und die Familien

strömten ins Treppenhaus. Susi konnte die Angst der Frauen fühlen. Auch die Hilflosigkeit der Männer.

Der Versicherungsvertreter war nicht ins Treppenhaus gekommen.

Einen Moment war es totenstill, dann ging das Getuschel los: «Jetzt hat er sie kaputtgemacht.» Dann knallte oben eine Türe und der Fahrlehrer stürmte laut schreiend mit dem Karabiner die Treppe hinunter. «Wo ist der Sauhund!» Susi fürchtete um ihren Hund, denn das Wort Sauhund kannte sie noch nicht. Vom Versicherungsvertreter war nichts zu sehen oder hören. Niemand ging zurück in die Wohnung, keiner wagte zu atmen. Die Kinder und Frauen weinten, gingen aber auch nicht in die Wohnungen zurück. Ein ohrenbetäubender Knall, gefolgt vom Splittern einer Wohnungstür weckte die Erwachsenen aus ihrer Starre. Mütter zerrten, geschoben von ihren Ehemännern, ihre Kinder in die Wohnungen zurück und Susis Vater platzte der Kragen: «Nun ist aber genug Heu gefahren!» Er stürzte sich auf den Fahrlehrer, um ihm das Gewehr zu entreißen. Mutter schrie in Panik: «Simme, lass sein, hör auf!» Aber wenn Vater sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er stur wie tausend Rinder. Zwei weitere Schüsse hallten durchs Treppenhaus.

Bange Stille.

Es dauerte ewig, bis die Polizei kam. Der Fahrlehrer lag am Boden und Susis Vater sass rittlings auf seinem Oberkörper. Vater mochte klein sein, hatte aber nicht nur die Sturheit einer Rinderherde, sondern auch deren Kraft. Ob ihn Mut oder Dummheit zu seiner Aktion getrieben hatte, wusste Susi nicht. Für sie war er immer ein Held, wie wohl alle Väter für ihre Töchter Helden sind. Nach diesem Vorfall, stand endgültig fest, dass die Familie

ausziehen wollte und so kam Susis Liebe zu Muëti und Vati gerade Recht.

Muëti war sehr alt. Vor allem, wenn man selbst noch jung war wie Susi. 86 Jahre, unvorstellbar. Jedenfalls konnte sie sich das nicht vorstellen. Ihre Eltern waren mit ihren 32 Jahren schon viel, viel älter als sie. 86 Jahre. Wahnsinn. Und Vati? Er war noch viel älter, 93 Jahre. Susi konnte nicht einmal bis zwanzig zählen, 93 musste viel mehr sein. Ganz bestimmt! Greti, die Tochter der Beiden, war im Alter ihrer Eltern und leitete ein Kinderheim der Pro Juventute. Zuvor war sie Handarbeitslehrerin gewesen. Oh, sie konnte die schönsten Sachen herstellen und das tat sie auch, wenn sie ihre Eltern besuchte und Susi da war. Sie brachte ihr sogar das Stricken bei. Dazu gab sie Susi einen grossen Wollknäuel, fast so gross wie ihr Kopf, zeigte ihr, wie sie die Nadeln zu führen hatte und liess sie dann machen. Von Zeit zu Zeit fiel aus dem Knäuel eine Kleinigkeit heraus, eine bunte Glasmurmel, ein winziges Fläschchen 4711, bunte Bildchen, ja sogar ein 1-Fränkler. Susi strickte, als gelte es die ganze Welt mit Topflappen zu versorgen.

Natürlich hatte Susi selbst auch Grosseltern. Drei verschiedene, genau gesagt. Da war zum einen Granny, die Mutter ihres Vaters. Susis Mutter konnte ihre Schwiegermutter nicht ausstehen. Das war wohl der Grund, weshalb diese nicht mit ihnen umzog, sondern in ein Altersheim kam. Leicht hatte es Granny in ihrem Leben bestimmt nicht gehabt, aber das realisierte Susi erst im Laufe ihres eigenen Lebens, wie so vieles anderes auch.

Granny war als «Wilde» ins Land gekommen, als Frau eines gut-zu-nichts-Mannes, eines Giovannino-Tagediebs, der von hier nach dort und überall herumreiste. Er hatte sie auf einer Nordamerika-Reise geheiratet und mit zurück in die Schweiz gebracht. Um Geld musste er sich keine Sorgen machen. Um alle anderen Dinge

kümmerte er sich auch nicht wirklich. Granny war eine Cherokee-Indianerin, für ihn einfach ein etwas lästiges, jedoch exotisches Wesen, das sich nicht mehr abschütteln liess. Als erste Amtshandlung war sie christianisiert worden und hatte einen christlichen Namen bekommen. Was muss, das muss. Wo kämen wir sonst hin?!

Sie war blutjung, als ihr erstes Kind zur Welt kam. 16 Jahre. Es folgten noch achtzehn Kinder. Aber nur die Knaben überlebten. Susi hatte sich später ihre Gedanken dazu gemacht. Üblicherweise sind Babyknaben fragiler als Babymädchen. Alle Mädchen waren offenbar an Erstickung (plötzlicher Kindstod) gestorben. Ein Schelm, wer Böses denkt. Susi war ein Schelm, vor allem nach dem sie Bibeleintragungen rund um den Tod der Mädchen las, die Granny geschrieben hatte.

Sie sollen hochmütig gewesen sein, diese Babygirls im Alter von wenigen Tagen oder Wochen. Der Vater der Mädchen hatte ihnen gerne die Haare gekämmt. Es erschien beinah, als ob Granny ihren Mädchen gegenüber Eifersucht empfunden hätte. Nun, man wird es nie genau wissen. Vater war selber noch ein Winzling und wurde lange nach seinen Schwestern geboren, als sein Vater starb.

In den Augen von Susis Mutter war sie eine böse Hexe, ein Heidenweib, eine Hure. Sonst war nichts zu erfahren. Kein gutes Wort über Granny. Soweit sich Susi an sie erinnern konnte, war sie eine stille Frau gewesen, nie recht glücklich und mit sehr viel Heimweh. Was Susi von ihr geblieben war, waren ein paar Brocken Tsalagi, einem Cherokee-Dialekt, die Namen einiger Verwandten, die sie dank Facebook fand und ein unbestimmtes Heimweh nach Orten, die sie nie kennengelernt hatte.

Grannys Mann, den Giovannino-Tagedieb, hatte Susi nie kennengelernt. Nicht einmal ihr Vater hatte eine Erinnerung an ihn. Er war bei der Fuchsjagd vom Pferd gefallen, in einem eisigen Bach gelandet und tot herausgezogen worden. Aus die Maus, Ende der Fahnenstange für ihn. Man lerne, wer morgens zur Jagd reitet, sollte am Vorabend nur massvoll dem Wein huldigen. Vor allem im Februar, wenn die Gewässer eiskalt sind. Mässigkeit war aber keine seiner Tugenden. Offenbar tat er, was er tat, immer im Übermass. Geld ausgeben, saufen, Weibern nachstellen, egal, wie viele Kinder zu Hause bei seiner Frau waren.

Susis Vater war zum Zeitpunkt des Jagdunfalls erst drei Jahre alt gewesen. Die Gemeinde reagierte sofort und nahm Müeti alle Kinder weg. Als Wilde konnte man nicht davon ausgehen, dass sie ihnen eine gute, christliche Erziehung angedeihen liess. Davon abgesehen, brachte der Verkauf der Kinder an verschiedene Bauern gutes Geld. Und das beachtliche Vermögen konnte selbstverständlich auch nicht der Wilden zur Verwaltung überlassen werden. Ihre Kinder bekamen nie einen Cent davon zu Gesicht.

Es muss ein schreckliches Gefühl sein, wenn einem alle Kinder weggenommen werden, ohne dass man sich etwas hat zu Schulden kommen lassen. Zu dieser Zeit begann auch das Elend von Susis Vater. Er berichtete wenig bis gar nichts über die Zeit in den 30er-Jahren als Verdingbub bei einem reichen Bauern im Emmental.



Es leuchtete ihm kein Mond, kein Stern

Anlässlich einer Wanderung durch dieses Gebiet trafen Susi und ihre Eltern zufällig eine Frau, die ihren Vater erkannte und ansprach. Es entwickelte sich ein Gespräch im Verlaufe dessen Susi einiges über die trostlose Kindheit und Jugend ihres Vaters mitbekam. Anstatt eines Bettes musste er als kleiner Junge allein im Ziegenstall auf einem Arm voller Heu schlafen. Alles was ihm ein bisschen Trost und Wärme spendete, waren der Hofhund und eine alte Katze. Die Frau, damals selber auch ein Kind, erzählte auch, dass er mehr Schläge als Brot erhielt. Immer genau so viel, dass er am Leben blieb, keinen Krümel mehr. Egal was schief gelaufen war auf dem Hof, der Ledergurt des Bauern peitschte auf Susis Vater nieder.

Eines Tages kamen die langen Haare von Elsi, der Tochter des Bauern, in ein Schwungrad. Sie war etwas jünger als Simme. Dieser erkannte die Gefahr und schnitt mit der Sichel die Zöpfe des Mädchens ab, so schnell er konnte. Man konnte sich vorstellen, dass sie nachher nicht sonderlich gut aussah. Aber er hatte ihr damit wohl das Leben gerettet. Als der Bauer seine Tochter sah, schlug er Simme halb tot. Er konnte daraufhin mehrere Tage nicht aufstehen. Als zusätzliche Strafe hatte der Bauer die alte Katze getötet und als

Pfeffer zubereiten lassen. Sonst bekam Simme nie Fleisch, aber der Bauer zwang ihn, von der Katze zu essen.

Einige Monate später brannte ein Teil des Hofes während eines Gewitters ab. Simme trieb gemeinsam mit zwei Knechten das Vieh aus den Stallungen. Der jüngere Knecht, auch noch ein halbes Kind, kam in den Flammen um. Ebenso der Hofhund.

Nach dem Brand nahm der alte Knecht Simme unter seine Fittiche und das Leben wurde für beide etwas erträglicher. Der knorrige Kerl war selbst schon als Verdingbub auf den Hof gekommen und wusste, was der Bub durchmachte.

An Simmes vierzehntem Geburtstag reiste jener Knecht mit ihm nach Oberburg zu einer Gärtnerei. Als Geburtstagsgeschenk erhielt er eine Orange und eine Banane und in einer Wirtschaft gab es sogar eine Tasse warme Milch. Mit dem Gärtner hatte der Knecht einen Lehrvertrag für Susis Vater abgeschlossen und bereits für die Lehrjahre bezahlt. Simme sollte ein besseres Leben haben als er es gehabt hatte. Dafür hatte dieser herzensgute Mann seine ganzen Ersparnisse geopfert. Die Orange und die Banane wurden nicht gebührend gewürdigt, denn Simme fand den Duft zwar betörend, wusste aber nicht wie man sie essen sollte. Er wollte sie samt Schale essen.

Susi war früh in ihrem Leben klar geworden, dass jene Menschen am meisten geben und helfen, die selbst wissen, wie es sich anfühlt, in einer ungunstigen Situation zu stecken. Auch sind es genau diese Menschen, die Gutes tun, schweigen und es nicht auf eine grosse Standarte drucken um es vor sich her zu tragen. Susi mochte keine Gutmenschen, die sich überall dick machten, mit ihren Taten auf Kosten jener, denen sie geholfen hatten. Gutmenschen taten immer nur etwas, um sich selbst darzustellen. Nie um der Sache Willen.

Langsam war es Spätnachmittag geworden. Die Sonne verschwand hinter dem gut 400 Jahre alten Stöckli, das Susi bei ihrer Arbeit etwas kühlenden Schatten spendete. Sie hatte nicht geahnt, dass die Sonne auch in dieser Höhenlage so unerbittlich brennen konnte. Die Luft stand still, nur hie und da wehte ein Lüftchen aus dem Wallis herüber – ein sanftes Streicheln der Natur – und trug den Duft nach frischem Heu und weidenden Kühen zu ihr.

Von Westen zogen dunkle Wolken auf, sie vernahm das dumpfe Grollen eines fernen Gewitters. Inzwischen brannten nicht nur die Nesselstiche auf ihrer Haut, sondern auch ein beginnender Sonnenbrand. Da niemand zugegen war, konnte sie sich kleiden, wie sie mochte und trug eine alte Jeans, deren Beine sie sehr kurz abgeschnitten hatte. Dazu ein Unterhemd, das auch schon bessere Tage gesehen hatte. Nein, sie fand es nicht sonderlich hübsch, aber die Mehrheit ihrer Sachen lag noch in irgendwelchen Umzugskartons. Irgendwo im Haus. Keiner wusste wo. Die meisten Kleider, welche sie zu jener Zeit trug, dienten eigentlich nur noch als Putzlappen, um die desolate und völlig verdreckte Küche zu reinigen. Einige ihrer guten Kleider hatte sie Schmutz sicher verstaut, falls sie irgendwohin mussten.

In Grosskopfkaff hätte sie es nie gewagt, sich so zu zeigen. Überhaupt hatte Susi es dort vermieden, sich unter die Menschen zu mischen. Zu oft hatte sie beobachtet, wie hinterhältig die Bevölkerung war. Sie lachten Mitmenschen ins Gesicht und stiessen ihnen einen Dolch zwischen die Rippen, sobald sich diese zum Gehen wandten. Es war ihr schon klar, dass es fast allen gleich erging, aber je länger desto mehr hatte sie Mühe mit dieser Art.

Hier oben konnte keiner hinterhältig sein. Weil keiner da war. Die meisten Häuser in Sichtweite waren Ferienhäuser, deren betagte Besitzer, falls überhaupt, höchstens einmal im Jahr anwesend waren. Die Häuser waren in einer Zeit gebaut worden, als man noch nicht geglaubt hatte, das Glück und die Erholung liege darin möglichst schnell möglichst weit weg zu kommen, um sich an einem überfüllten Strand braten zu lassen.

Es war Susi aber auch bewusst, dass die Bergler im Umgang nicht die einfachsten waren. Misstrauisch, abweisend, schroff, aber sehr direkt und entwaffnend ehrlich. Wenn die Menschen in den Bergen jemanden nicht ausstehen konnten, sagten sie es rundheraus, waren umgekehrt aber auch nicht zutiefst beleidigt, wenn man ihnen in gleicher Währung zurückgab. Man hielt wenig von Höflichkeitsfloskeln. Obwohl man sehr viel Zeit hatte. Und war jemand in Not, so stand man ihm bei. Wohl wissend, dass man vielleicht bald selbst Hilfe brauchen würde.



Susi machte eine Pause und liess ihren Blick über das Tal zu den Nachbarhügeln schweifen. Die Luft war nach dem kurzen Regenguss wieder klar und frisch. Seit sie hier angekommen waren, lief ihre Nase, als müsste alles Alte und Ungute raus. Der Körper reinigte sich selbst. Ohne ihr Zutun. Sie hätte gerne die juckenden Stellen gekratzt, aber sie wusste, dass es danach schlimmer werden würde. So liess sie es bleiben und genoss einfach die absolute Stille.



Ein Zwerg mit viel zu grossen Füssen

Als Kind hatte sie viele solche Plätzchen gehabt, an denen sie ganz allein gewesen war. Nur sie, mit ihren eigenen Gedanken, die sie überall hintrugen, wo sie gerne wollte. Sie konnte Tage lang sitzen. Träumen. Über das Leben nachdenken. Die Welt vergessen. Am liebsten unter Sträuchern. Noch lieber unter solchen mit süssen Beeren, wie im Schlaraffenland direkt in den Mund wachsend. Zum Glück war sie so klein, dass sie unter jedem Strauch ein Plätzchen fand. Ihre Mutter hatte ihr ein Buch geschenkt: der Zauberquaddel. Er war wie sie. Viel zu grosse Füsse, ein viel zu grosser Kopf, ansonsten viel zu klein. Susi liebte den Zauberquaddel. Sie liebte überhaupt Bücher. Bücher brachten Neuigkeiten in ihr Leben, Bücher urteilten nicht über den Leser und vor allem waren es Bücher, die eine zarte Brücke zu ihrer ansonsten unnahbaren Mutter schlugen. Jeden Abend las sie ihr vor. Susi liebte Mutters Stimme und jene Zeit, die nur ihr und ihrer Mutter gehörte.

Erstaunlicherweise konnte Susi Bücher lesen, obwohl sie Legasthenikerin war. Sah sie ein Wort zum ersten Mal, musste sie es mühsam entziffern, aber dank ihres fotografischen Gedächtnisses erkannte sie es beim nächsten Mal sofort wieder und konnte es auch fehlerlos aufschreiben. Dennoch hatte sie panische Angst, wenn sie in der Schule etwas laut vorlesen oder beim Diktat an die Tafel schreiben musste. Als Kind kannte sie längst nicht alle Worte und

musste sich für jedes die Bedeutung und die korrekte Schreibweise erst erarbeiten, um nicht einen wilden Buchstabencocktail zu mixen. Es machte sie unsagbar traurig, wenn sie unter dem Gelächter der Mitschüler neue Wörter einzuordnen versuchte oder wenn sie an der Tafel bei neuen Wörtern Fehler geschrieben hatte.

Viele Jahre lang waren Sprache in Susis Augen vollkommen überflüssig. Die Menschen, die sie kannten, nahmen sie so wie sie war. Wortkarg wie ihr Vater. Aber aufmerksam. Beobachtend, aber mundfaul. Andere Menschen wollte sie in ihrer Nichtschulzeit so wenig wie möglich um sich haben.

Beobachten war eine ihrer Lieblingstätigkeiten. Tiere, Pflanzen, Menschen. Obwohl es ihr strengstens verboten war, kletterte sie im Hochsommer gerne auf einen sehr hohen und alten Kirschbaum. Er schenkte ihr sein wertvollstes Gut in Form von überreifen Kirschen. Nebenbei konnte sie bei Bedarf mit Steinen nach Passanten spucken. Die Krone des Baumes war dicht, niemand hätte ein kleines Mädchen so hoch oben vermutet und er stand ideal. Jeder der ins Spital ging oder von dort kam, musste daran vorbei. Sie lauschte vielen Gesprächen. Was sie hörte, behielt sie für sich.

Im Sommer und Herbst war sie die meiste Zeit auf Bäumen zu finden. Je nach Reifezeit des jeweiligen Obstes. «Schlimmer als ein Schwarm Spatzen», lachte ihr Vater dann.

Vermutlich hätte Vater gerne einen Sohn gehabt. Aber er war auch mit ihr sehr glücklich. Jemand, der zu ihm gehörte, jemand der ihn einfach liebte, so wie er war. Wortkarg. Aber von tiefem, altem Wissen beseelt. Manchmal etwas ruppig. Immer aber auf der Seite derer, die Hilfe brauchten. Sie fühlte, dass sein Herz ein weiches und liebendes war. Ein Mensch, der die Natur liebte und respektierte.

Die Natur schien ihn ebenso zu lieben. Er konnte nur ein guter Mann sein.

Sie fühlte seine Wunden und Narben, auch wenn er nie darüber sprach. Sie bewunderte ihn dafür, dass es keine einzige Pflanze gab, die er nicht kannte, von der er nicht wusste, wie sie wirkte und wann sie blühte. Wenn er Zeit hatte, zauberte er aus allerlei Blumen Bilder vor den Eingang des Spitäles, in dem er nebenbei als Rettungssanitäter arbeitete. Sämtliche Pflänzchen, alle Blumen und alles Gemüse, hatte er selbst gesät, pikiert und ausgebracht. Immer im Spätwinter begann er mit seinem Freund, dem Küster der katholischen Kirche, der ebenfalls Gärtner war, Blumenpolitik zu betreiben und unzählige Saatgutkataloge zu lesen. Susi las früh mit und genauso früh begann sie, mit Bleistift die Blumen zu zeichnen.

Wer immer einen Blumenstrauss oder ein Gesteck haben mochte, bekam es von ihrem Vater. Nicht lieblos zusammengeschnürtes Grünzeug. Nein, seine Pflanzen waren streng biologisch gezogen, hielten in der Vase wochenlang und waren mit viel Geschmack zusammengestellt. Er achtete ebenso auf das harmonische Spiel der Farben, wie auf sich nicht konkurrierende Düfte. Vor Weihnachten sassen Susi und Vater tagelang in der Werkstatt, schnitten Berge von Zweigen zurecht und gossen Kerzen in allen möglichen Formen. Alle liebten Vaters Arrangements. Die Leute gaben ihm dafür, was sie mochten. Plätzchen, Schokolade, Futter für seine Tiere. Vater stellte die Gestecke auf einem Tisch hin. Geben und nehmen. Bis zu jenem Tag, als ein mieser Mensch, alle seine Gestecke auf einmal mitnahm ohne etwas zurückzulassen. Vater war sehr bedrückt, als er es entdeckte.

Die Köche des Spitäles kauften kein Gemüse, Obst oder Kartoffeln, Vater versorgte sie mit frischem, biologischem und saisonalem Gemüse. Trotz oder vielleicht gerade wegen seiner

schlimmen Kinder- und Jugendzeit war er weltoffen und experimentierfreudig. Er war einer der ersten Gärtner weit und breit, der Broccoli und Artischocken anbaute. Wann immer er von jemandem erfuhr, dass dieser die Ferien in einem fremden Land verbringen würde, fragte ihr Vater, ob er ihm ein paar Samen mitbringen könnte. Manchmal gingen Susi und Vater auch auf eine Art Raubzug in botanische Gärten. Nein, sie stahlen keine Pflanzen. Nur ein paar reife Samen liessen sie mitlaufen.

Für die kleine Susi waren es Glanzpunkte im Leben, wenn sie in der Gärtnerei, nahe des Spitals (Krankenhaus), bei ihrem Vater sein konnte. Das ganze Spitalpersonal liebte das Mädchen und sie durfte fast überallhin mitgehen. Sie half, so gut es ihre kleinen Hände vermochten. Von Muëti und Vati hatte sie gelernt, dass es keine mindere Arbeit gab. So war es ihr einerlei, ob sie kleine Pflänzchen hegte oder den Putzfrauen half. Natürlich gab es auch Arbeiten, die sie besonders liebt. Aber einer musste sie erledigen.

Zu jener Zeit wurden manchmal sogenannte unehriglich geborene Kinder im Spital zurückgelassen. Diese Mütter waren vom Kindsvater verlassen worden, die Kinder kamen also nicht in einer Ehe zur Welt. Erst später wurden sie zumindest zu unehelichen Kindern. Bis sich eine Familie gefunden hatte, die sie aufnahm oder gar adoptierte, wurden sie im Spital versorgt. Wer nicht zu den Glücklichen gehörte und länger als ein paar Monate bleiben musste, kam ins Kinderheim.

Susi durfte schon früh helfen, sie zu füttern, wickeln oder auch beim Baden zur Hand gehen. Niemand redete von oder dachte an Kinderarbeit. Es war normal, dass Geschwister zur Hand gingen. Also war es auch normal, wenn sie im Spital den Schwestern half. All diese kleinen Wesen trösteten Susi über die Tatsache hinweg, dass sie keine Geschwister im eigentlichen Sinne hatte. Oh, wie sehr

hoffte sie, dass eines Tages eines der Kinder nicht abgeholt würde und sie es behalten dürfte. Es geschah nie. Ab und zu sagte Mutter zu ihr, dass sie nun ein Geschwisterchen bekommen würde, um es einige Zeit später wieder zu dementieren. Für Susi brach jeweils die Welt zusammen, vor allem auch, weil Mutter nie zu erwähnen vergass, dass dies so sei, weil Susi nicht folgsam gewesen sei.

An trüben, kalten Regentagen blieb Susi üblicherweise im Spital drin, beobachtend, wie emsige Krankenschwestern hin und her eilten. Besonders die Hauben der Schwestertracht hatten es ihr angetan. Es gab verschiedene Hauben und dazugehörige Trachten. Hellgraue mit kleinen Häubchen, die es sich auf dem Dutt am Hinterkopf der Schwestern bequem gemacht hatten. Dann waren da Ordensschwestern in schwarz-weiss, deren Hauben Susi an Nachtgespenster erinnerten, wenn die Schwestern den Gang entlang huschten und die Zipfel der Hauben flatterten. Über diese beiden Arten zerbrach Susi sich weniger den Kopf. Andere Schwestern jedoch trugen Hauben von monumentalem Ausmass. Eines Tages, so vermutete Susi, würde eine jener Schwestern damit in der Türe steckenbleiben. Aber das geschah nie.

Schwester Melli, die Mutter Oberin, wie manche sie nannten, erklärte ihr, dass die Schwestern mit den Flügelhauben katholische Ordensfrauen seien, aber aus einem anderen Kloster kämen als jene mit den Nachtgespensthauben. Die hellgrauen Schwestern mit den Dutthäubchen waren reformierte Ordensfrauen. Susi konnte sich nichts vorstellen unter katholisch und reformiert.

Ihr Vater war Protestant, die Mutter Lutheranerin, Muëti Methodistin, Vati und Greti Wiedertäufer (Amish), Oma orthodox und Opa Atheist. Granny hielt von all dem nichts und zog es vor, der Natur Achtung zu zollen. Offenbar hatten alle denselben Gott, zumindest gab es nie Streit über Glaubensfragen. Jeder glaubte eben,